

klein Vater und mit seiner Einwilligung, aber auch ohne die, wenn er sie nicht erreichen konnte. Die Kinder nach einem heimlich beschlossenen Plan.

Zwei Stunden später ließ ich bei mir der Freiherr Balbo mit von Litten, den ich bis dahin noch nicht gekannt hatte, werden. Er begrüßte mich mit einer bezüglichen Freundlichkeit, welche ihn, wie ich später in Erfahrung brachte, sonst nicht kennete. Die Entschiedenheit, mit welcher sein Sohn Eugen von mir zurückgewiesen werden sei, habe — so sagte er — die tiefe Achtung, welche er vor mir und meiner Familie nicht verliert, noch vermindert. Daß ich Eugen's Ungewöhnlichkeit nicht gleichgültig sein konnte, sei wohl natürlich, er habe deshalb schon seit längerer Zeit Ermahnungen über meine Familie eingegeben und von allen Seiten so außerordentlich günstige Nachrichten erhalten, daß er sich mir glücklich schätzen konnte, wenn Eugen die Hand einer so vortheilhaften jungen Dame, wie Valerie, die ebenfalls aus einer ansehnlichen adeligen Familie komme, erhalte. Dafür, daß Eugen's Zustand sicher gestellt werde, wolle ich Sorge zu tragen, er komme deshalb selbst als Zeitswecker für seinen Sohn und bitte für diesen um Valerie's Hand; er wünsche, daß die Verbindung so bald als möglich vollzogen werde, wenn auch bei der Jugend der beiden Verlobten die Heirat selbst noch auf einige Jahre hinausgeschoben werden müsse. Er hoffe, daß das Verlangen der Eltern, welche Eugen durch eine Verlobung übernehme, auf keinen Fall etwas unerschöpflichen Charakter tragend einwirken werde.

Der Antrag des Freiherrn war so schmeichlich, daß ich mich nicht berechnen konnte, Einwendungen zu machen. Ich sagte dem Freiherrn zu meiner Mutter und Schwester, und noch am demselben Abend wurde im engsten Familienkreise, zu dem nur Eugen's Eltern und Brüder geladen waren, die Verbindung gefestigt.

Von diesem Tage an verkehrte ich täglich im Litten'schen Hause. Der Freiherr hatte für mich eine große Vorliebe gezeigt, nach Frau von Litten war sehr gütig gegen mich, und mein lieber Onkel hier wurde mein vertrauter Freund.

„Es waren herrliche Tage!“ sagte der Oberst dem Justizrathe über den Tisch, als die Hand reichend und sie herzlich küßend.

„Ja, es war eine schöne Zeit,“ fuhr der Justizrath fort. „Wir waren alle ganz glücklich gewesen, hätte nicht ein böses Geschick mitten unter den Familienfrieden getrübt. Ich bemerkte bald, daß Theodor von Litten seiner jungen Familie sehr wie ein Fremdling gegenüber stand. Unmittelbar nach der Verlobung schied sich Theodor etwas näher an Eugen angeschlossen, er zeigte sich sehr freundlich gegen meine Mutter und gegen Valerie, oft begleitete er den Bruder, wenn dieser aus dem Hause besuchte; aber dies gute Einvernehmen hatte keinen langen Bestand. Theodor wurde gegen Valerie gar zu feindselig; er brachte ihr Begehren, er suchte jede Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, er überhäufte sie mit Liebeswörterchen.“

„Wohin mußte es Valerie hin werden, daß die Verbindung, welche er ihr so offen zeigte, weit über die Grenzen einer heidnischen Freundschaft hinausging. Auch Eugen bemerkte dies, er sprach sich darüber mit einer ihm sonst fremden Feindseligkeit und Entschiedenheit aus. Es gab zwischen den Brüdern einen heftigen Streit, in welchem Theodor erklärte, der Schwöcherling sei einer solchen Heirat gar nicht werth, Valerie solle nach erkennen, daß ein besserer Mann sie liebe, daß sie sich unglücklich verheiratet habe mit einem Menschen ohne Charakter und Ehre.“

Nach diesem Eintritte herrschte zwischen den Brüdern offene Feindschaft; Theodor mochte es kaum im Hause meiner

Mutter zu erscheinen; Valerie aber erklärte ihm mit der größten Rücksichtseligkeit, daß sie ihn verabschiede und verabschiede ihn, sie sei wieder zu finden. Er kamte in mehreren Jahren auf, lebend gelobte er, er wolle sich für die empfangene Beleidigung rächen; die letzte Eide, die seine Liebe verabschiedete, solle seinen Fuß nicht verlassen. Das Wort seines Bruders sollte sie nicht werden, dafür werde er Sorge tragen!

Was er eigentlich mit seiner Drohung sagen wollte, war mir nicht klar, jedoch nahm er für den Augenblick nichts gegen Eugen und Valerie, er wich ihnen im Gegentheil aus, wo er irgend konnte, ebenso auch mir. Wenn ich mit Valerie, wie dies häufig geschah, Abends des Abends das Haus besuchte, ging Theodor nicht aus. — Wir waren ihm dafür dankbar, wie wenigstens war jede Zusammenkunft mit ihm sehr unheimlich, wenn auch Valerie sich wenig um ihn kümmerte und keine höhere Drohung verstand.

Theodor blieb nicht lange im Vaterhause, sobald er seine Studien vollendet hatte, schickte ihn der Freiherr nach W., dort stand ihm eine glänzende Staatskarriere in Aussicht, da der Freiherr am Hofe von W. sehr einflussreiche Verbindungen hatte. Emil trat zugleich in den preussischen Militärdienst. — Eugen aber konnte sich nicht entschließen, sich einem bestimmten Berufe zu widmen, nach immer schwankte er unentschieden hin und her, bald zu einem, bald zu einem andern dauernd zu stehen. Nachwärtswärtsweise dachte dies der gegen seinen zweiten Sohn allzu nachsichtige Freiherr, und als ich einst Eugen in seiner Gegenwart ernst erwähnte, daß endlich eine feste Lebensaufgabe zu wählen, wozu er schon seinen Sohn in Schach, indem er meinte, damit eile es so gar nicht, es sei genügend, wenn Eugen verheiratet, sich nämlich wissenschaftlich zu beschäftigen, eines Auswanderns bedürfte er für sein Leben nicht.

Der Freiherr zeigte überhaupt für Eugen eine Vorliebe, welche im nachherdigen Kontakt zu der ihn einwirkenden Liebe, die er gegen seinen älteren Sohn bewies, stand. Als Theodor ihn einst schrieb, er habe mit seinem Ausgehen die ihm vorgeschriebene, allerdings recht ansehnliche Summe überschritten und Schulden gemacht, war der Vater aufs heftigste erzürnt; er weigerte sich, nur einen Thaler zu bezahlen, und erst auf mein dringendes Zureden entsagte er sich, für dieses einzige Mal nachzugeben; aber er schrieb an Theodor einen sehr unfreundlichen, strengen Brief, in welchem er die feste Versicherung ausdrukt, er wolle lieber den Sohn zu Grunde gehen lassen, ehe er noch einmal seine Schulden tilge. Mit Eugen nahm er es dagegen so streng durchaus nicht, er schalt zwar ein wenig, wenn er erfuhr, daß sein Lieblingeigenes soviel Geld gebraucht habe, aber er bezahlte ohne sich zu weigern, immer wieder dessen Schulden; alle Wünsche Eugen's erfüllte er sorglos, nur einen nicht; — er hatte sich geäußert, daß Eugen's Hochzeit an dessen 24sten Geburtstag gefeiert werden solle, und er ließ sich durch keine Bitten seines Sohnes bewegen, einen früheren Termin zu bewilligen.

So hatte denn mein Freund einen langjährigen Verstand der sich, da aber Valerie mit dem Vater ganz einverstanden war, da sie in ihrer verständigen Art offen ausgesprochen, Eugen müsse erst mit den Jahren eine größere Selbstständigkeit des Charakters gewinnen, ehe er daran denken könne, einen eigenen Haushalt zu begründen, fügte er sich.

Eugen war etwa drei Jahre verheiratet, als Frau von Litten schwer erkrankte; der Arzt erklärte ihren Zustand für rettungslos, kaum vierzehn Tage, so sagte er, wäre sie noch leben. Die Trauer in der Familie war groß, denn wir alle liebten die junge, freundliche Frau; wir haben mit langer Erwartung der Aufhebung in den nächsten Tagen entgegen-

Als mir eines Abends, die ganze Familie versammelt, an dem Tisch sitzend, sagte ich eine Frage, welche mir schon seit einigen Tagen auf dem Herzen lag. „Haben Sie an Theodor geschrieben?“ fragte ich den Freiherrn.

Der alte Herr schaute mich erstaunt an. „Wohin Du, Leopold, daß sich Theodor besonders um den Tod meiner Frau kümmert?“ lautete die im kurzen Ton gestellte Gegenfrage.

„Er ist keine Mutter, gewiß hat er ein Recht zu erfahren, daß sie so gefährlich krank ist.“

„Er ist es,“ entgegnete der Freiherr kalt. „Nurgen wird er in Berlin eintreffen, beschreibe Dich also.“

Und wirklich am folgenden Tage war Theodor in Berlin, unmittelbar nach seiner Ankunft hatte er mit dem Freiherrn eine lange Unterredung, als er nach dem Besuche in das Familienzimmer trat, in welchem mit ihm erörtert, was er mitwährend ausgeregt. Das kühle Vordemherg hing ihm wild über die Stirn, seine Züge waren gestreift, sein dunkles Auge brannte in einem unheimlichen Feuer.

Emil und ich begrüßte er mit kalter Gleichgültigkeit, Eugen war er einem Bild zu, in welchem der tiefste Haß sich ausdrückte, gleich darauf aber sagte er sich, er bot Eugen mit ruhiger Gestalt die Hand, und auch Valerie begrüßte er so liebreich, als sei sie ein bloßes Wort zwischen ihnen gewesen. Er sagte sich zu mir, — eine augenblickliche Stelle einnehmend, er antwortete mir, indem er mit feinstem Haß von dem fremdenstehenden Heidenleben in W., von seinen Reizen und Nebenbuhlern erzählte.

Wir wärmten freier auf, als etwa nach einer halben Stunde der alte Bediente Georg erschien und meldete: „Die gnädige Frau erwarte Herrn Baron Theodor in ihrem Schlafzimmer.“ Theodor verließ uns augenblicklich.

Die Meldung war uns sehr unangenehm gekommen. Weder Valerie noch Eugen und Emil, die Liebhaber der Baronin von Litten, hatten bisher die Erlaubnis erhalten, die Kammer zu sehen, — es rege sie zu sehr auf, sagte der Arzt und jetzt erhielt Theodor, der so wenig geliebter Sohn, den Schlüssel zum Schlafzimmer. Noch mehr Grund zur Verwunderung aber erhielt ich am Abend, als mir der alte Georg mittheilte, er habe, unmittelbar nachdem Baron Theodor nach der Unterredung mit seinem Vater in das Familienzimmer getreten sei, die beiden ältesten Freunde des Freiherrn, den Mittelreiter o. T. von Alton und den Baron von Ubeli aus einer Verhandlung in der Nähe, in welcher sie bereits gewartet hätten, zu dem Zimmer geführt und gleich darauf sei auch Baron Theodor in dasselbe getreten worden.

Nach einer Stunde war Theodor bei seiner Mutter erschienen, dann hatte er das Schlafzimmer und gleich darauf das Haus verlassen. Ohne Abschied von uns zu nehmen, war er, wie uns der Freiherr am Abend mittheilte, nach W. zurückgekehrt.

Zwei Tage darauf verließ die Baronin von Litten, kurz vor ihrem Tode hatte sie alle ihre Lieben, auch mich rechnete sie zu diesen, noch einmal gesehen und uns ein liebevolles Abschiedsgesicht.

Die Baronin hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen, etwa 60000 Thaler hinterlassen. Nach ihrem Wunsch, den sie auf dem Sterbebett ihrem Gatten ausgesprochen, sollte dasselbe unter die drei Söhne vertheilt werden, der Freiherr selbst machte auf ein Uebel keinen Anspruch, er behielt sich nur die Verwaltung des Vermögens der Söhne so lange vor, bis diese das 24. Jahr zurückgelegt hatten.

Der Erbregulierung wegen war es für den Freiherrn wünschenswerth, seine Söhne noch vor dem vierundzwanzigsten

Jahre mündig erklären zu lassen, zugleich bestimmte ihn zu diesem Wunsch auch ein anderer Plan, den er mit einem Tage im Vertrauen mittheilte. Er hatte die Absicht, seinen großen Grundbesitz aus einem Majorat in freies Allodialbesitz umzuwandeln zu lassen.

Er hatte in früheren Jahren so schwer unter dem Majoratsgesetz gelitten, daß er es vom Grund des Herzens haßte. Als ein freigeborner Sohn war kein Vater der Noth des Lebens preisgegeben gewesen, während der Majoratsbesitzer im Reichthum schwelgte. Durch den Tod des kinderlosen Oheims war das Majorat an den Freiherrn gekommen, dem es ebenfalls durch die Noth, sein verheirateter Schwöcherling ohne es erben, große Sorge gemacht hatte; auch jetzt war ihm der Gedanke unentweglich, daß sein ganzer Reichthum an den ältesten ungeliebten Sohn Theodor übergehen sollte, und es ihm zur gestattet werde, sein freies Kapital an seine beiden Nebenbuhler zu vertheilen.

Die Genehmigung zur Aufhebung des Majorats sollte der Freiherr vom König zu erhalten, da kein berechtigter Einspruch von dritter Seite her erfolgen konnte. Der König hatte sich sehr wohlwollend für den Freiherrn gezeigt und ihm erklärt, daß er ihn gern für schwer, in der Zeit der Kriegsnöth gebrauchte Geldgeber seinen Dank beweisen werde, da auf ihn hatte der Freiherr seinen Plan, das Majorat aufzuheben, ausgeprochen und die Zustimmung der königlichen Genehmigung für den Fall erhalten, daß die drei einzigen Erbberechtigten, sobald sie mündig würden, ihre Zustimmung zur Umwandlung des Majorats in Allodialbesitz erteilten.

„Wird aber Theodor, der Majoratsbesitzer, jemals seine Zustimmung dazu geben?“ wendete ich ein. „Er allein verliert dadurch, der ganze Vortheil fällt dem jüngsten Brudern zu, mit denen er doch in einem freundschaftlichen Verhältnis steht. Ich verstehe, daß gerade er eine solche Unbilligkeit gegen sich selbst!“

Ein hinteres Räuseln spielte den Mund des Freiherrn, als er höflich entgegnete: „Du kennst meinen Theodor nicht, Leopold! Du glaubst gar nicht, wie aspectreidig und weisungsfähig er ist. Ich habe die ganze Sache mit Theodor bereits besprochen. Der Wunsch des Vaters ist ihm Geheiß, und ich denke, auch Eugen und Emil werden mir keine Schwierigkeiten machen. Ich will meine Jungen mündig erklären lassen, denn ich brauche vor Abgang, meinen Plan zur Ausführung zu bringen. Ich bin ein alter Mann, der keine Zeit zu verlieren hat, und ehe ich sterbe, soll das Majorat, diese Quelle aller Unbilligkeit, vernichtet sein!“

Ich machte für ihn die nöthigen Eingaben, um seine Söhne mündig erklären zu lassen, bei Theodor, der vierundzwanzig, und bei Eugen, der einundzwanzig Jahre alt war, hatte dies keine Schwierigkeit, Emil aber konnte erst ein Jahr später, als auch er das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, die Mündigkeit erlangen.

In dem Zwischenraum dieses Jahres hatte der Freiherr mit Erfolg alle Schritte zur Umwandlung des Majorats gemacht. Er konnte wirklich seinen ältesten Sohn besser als ich, Theodor zeigte bei den Verhandlungen eine erstaunliche Unbilligkeit. Er war augenblicklich bereit, auf alle seine Erbgebührenrechte zu verzichten, er erteilte dem Plan seines Vaters seine Zustimmung.

Unmittelbar nach Emil's Mündigkeitserklärung sah der Freiherr, dessen jüngere Söhne natürlich keine Einwendungen machten, seinen letzten Wunsch erfüllt, das litten'sche Majorat wurde aufgehoben, die großen litten'schen Güter wurden ihm freies, vererbbares Eigentum.